

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 33

Sonntag den 16. August

1914

## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Halt! — Keinen Schritt weiter, Herr Meyth!“ ruft Stralau dem Bestürzten mit bebender Stimme zu. „Ich bin es. Und ich stehe hier, um abzurechnen mit Ihnen — ja — um abzurechnen. Sie — Sie sind es gewesen, der mich bestohlen hat. In Ihrem Besitze befindet sich ein Papier, das Sie mir auf der Stelle herauszugeben haben!“

„Mein Herr — ich begreife Sie ganz und gar nicht!“ erwiderte der Oberingenieur, während seine Augen in tödlicher Angst nach einem Auswege spähen. „Ich sollte Sie bestohlen haben? Ein Papier? — O, Ihre Nerven müssen stark gelitten haben von all der Arbeit. Sie befinden sich in einem argen Irrtum.“

„Das Papier heraus!“ rief Stralau.

„Ich weiß von keinem Papier und bitte Sie, mir Platz zu machen, wenn ich nicht um Hilfe rufen soll. Wie ein Wegelagerer überfallen Sie einen friedlichen Spaziergänger. Das ist —“

„Keine Ausflüchte! Sie sind entlarvt. Ich habe den Beweis dafür in den Händen, daß Sie vorhin in meiner Abwesenheit in meinem Zimmer gewesen sind, Ihre Reißfeder verriet Sie. — Sie haben mich in abscheulicher Weise betrogen, Sie Erbärmlicher! Alles weiß ich jetzt. Und ich werde dafür sorgen, daß Sie ins Gefängnis kommen.“

Meyth konnte nicht mehr im Zweifel darüber sein, was auf dem Spiele stehe. — Glücke es ihm nicht in dieser Minute, dem in seiner Wut ganz unberechenbaren Chef zu entflüpfen und die Grenze auf dem nächsten Wege zu erreichen, dann war er verloren. — Da schnellt er denn schnellentschlossen mit lagenartiger Behendigkeit zur Seite, ver-

setzt seinem Gegner einen Stoß, daß der um Haarsbreite in den Abgrund gestürzt wäre, und rast davon. Doch das dicke Brombeergestrüpp bringt ihn zu Fall: Stralau holt ihn ein.

„Steh“, Schurke, oder Du bist des Todes!“ brüllt der ihn mit wahrer Löwenstimme an und reißt seine Arme aus, um ihn am Tragen zu packen. Er entwindet sich der starken Hand, und ganz gewiß wäre er dem Verfolger doch noch entwischt, wenn der ihm nun nicht hinterrücks einen mit voller Wucht geführten Schlag über den Kopf versetzt hätte. — Da taumelt er, stößt einen kellenden Behruf aus, bricht zusammen — stürzt, ehe des andern Hände ihn noch halten können, vom steil abfallenden Ufer hinab in die schwarze, graufige Tiefe. —

„Tot. — Er ist vernichtet. — Er wird dein Geheimnis nicht mehr verraten.“ — So schwirte es Stralau durchs Hirn, während er, an allen Gliedern bebend, ein paar Sekunden wie festgebannt an der Stelle stehen blieb, wo er soeben ein Menschenleben vernichtet hatte in sinnloser Wut. —

„Tot — tot!“ So gellte es ihm an die Ohren, so brauste es aus der Tiefe empor. Und rabenfinstere Nacht umgab ihn jäh, denn die schwarze Wolkenwand hatte Mond und Sterne verhüllt, als sollten sie nicht das Graufige schauen, das ein Mensch in seinem Zorne getan hier draußen im Frieden der reinen Gottesnatur. —

Ganz allmählich wurde Stralau sich erst klar darüber, was eigentlich geschehen war. Und da wich das unbestimmte Gefühl der Genugtuung einem ganz andern, weit gewaltigeren, die Seele bis in ihre tiefsten Tiefen erschütternden: Du bist zum Mörder geworden. Müßlings erschlugst du einen Menschen, über den nicht du zu urteilen hattest. Unstät und flüchtig wirst du fortan mit dem Brandmale der Schuld auf deiner Stirn umherirren im düren Erdental. Friedlos und freudlos wird dein Leben sein, selbst wenn dir neue Vorbeeren des Erfolges winken



General der Inf. Konrad v. Hoegendorff,  
der Chef des österreichisch-ungarischen  
Generalstabs.



Graf v. Berchtold,  
der österreichisch-ungarische Minister des  
Auswärtigen.



Nicola Pašič,  
der serbische Ministerpräsident.



Kronprinz Alexander von Serbien,  
der die Regent-Gast in Serbien führt.

sollten. Die Stimme des Gewissens läßt dir keine Ruhe. — Ein Totschläger — ein Mörder! Furcht und Entsetzen packten ihn, es kam ihm zum Bewußtsein, in wie großer Gefahr er schwebte: Im Tale konnte man den Wehruf gehört haben — sein eigenes Rufen. — Die Häfcher waren vielleicht schon in der Nähe. — Würde man in ihm nicht auch ohnehin den Täter vermuten? — Der Hausdiener Schmidt wird angeben, daß du wutstümmend davongelaufen bist, um Reyth zu suchen. Die Leute, die dir auf der Chaussee begegneten, sie alle werden wider dich zeugen, wenn man die Leiche im Strome gefunden hat. — O Gott im Himmel, Du darfst nicht länger im Lande weilen! — Halte dich vor allem hier nicht eine Sekunde länger auf. Zurück, zurück auf dem kürzesten Wege! — So redete er zu sich selber, und dann rannte er, wie von Furien gehezt, davon.

Im Wirtshause spielte noch immer ein lustiger Musikant die Ziehharmonika und gröhnte dazu mit unmelodischer Stimme eine alte Walzermelodie. Ein paar Leuten tanzten danach, andere saßen zechend und spielend am Tische. Ganz genau sah Stralau das. Und das beruhigte ihn ein kleinwenig. Denn hätten die Leute Rufen und Schreien gehört, so würden sie hier nicht so vergnügt in der Stube sitzen, sondern hinausgeeilt sein. — Das Brausen des Stroms hatte den Lärm gewiß übertönt. — Nur den Wirt sah er nicht mehr drinnen. — Ein struppiges altes Weib bediente die Gäste. — Er rannte weiter.

„Vielleicht findet man die Leiche überhaupt nicht,“ suchte er sich zu beruhigen. „Und wenn man sie fände, so könnte es doch immerhin möglich sein, daß Reyth in der Finsternis abgestürzt wäre. Sind nicht gerade an dieser Stelle schon öfter Touristen verunglückt? Vor zwei Jahren der Oberlehrer Schneegans aus Pommern. — Aber dann drang wieder ein schwerer Seufzer tief aus seiner Brust, ein so wehes banges Gefühl erfüllte ihn, daß er die Hände an die heiße Schläfe presste, in denen das Blut hämmerte, als müsse es sie zersprengen, und in sich hineinstöhnte: „Du bist ja doch vernichtet, wenn es auch keine Menschenseele ahnt: Mörder — Mörder! — Blut klebt an deinen Fingern, das nimmer abzuwaschen ist — Blut! O, was ist denn dieses erbärmliche Leben jetzt noch für dich! — Mache ihm ein Ende, dann hast du die unselige Tat deines bestialischen Zornes wenigstens etwas gesühnt — und Ruhe winkt dir, stille Grabesruhe. — Oder ist es doch wahr, daß der Tod nicht jedem Ruhe bringt? Lebt über uns ein ewiger Richter? — O, es scheint kein leerer Wahn zu sein. — Ist denn das nicht seine Stimme da drinnen in dir? Und er will Vergeltung sein, heißt es. Er hat den Menschen zu seinem Bilde geschaffen, und wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden. — O, furchtbare Nacht, du wirst niemals schwinden! Warum, warum mußte es so kommen!“

Stöhnend und ächzend wie ein Schwerkranker rannte er weiter. Jedes Geräusch ließ ihn zusammenfahren, jeder Schritt, den er zu hören glaubte, machte ihn erbeben. Kalter Schweiß perlte ihm aus allen Poren — dies war seines Lebens fürchterlichste Stunde. — Tanzte Reyth's Gestalt dort nicht mit greulichverzerrter Frage vor ihm hin? — Horch, so klang doch sein Hohnlachen! —

„Herr Gott, nimm mir nicht meinen Verstand!“ seufzte der Geängstigte, blieb stehen unter einem Ahornbaume der Chaussee, rieb sich die schmerzenden Augen und holte tief Atem. Doch um ihn schwirrte und flüsterte, rannte und tuschelte es von tausend ganz leisen Stimmen, er sah überall schwarze Gestalten mit bleichen Totengesichtern und widerlichen Teufelsfräßen auftauchen. Feurige Radräder drehten sich unmittelbar vor seiner Stirn in immer schnellerem Laufe, bis sie ein rasendes Tempo erreicht hatten und seine Sinne völlig verwirrten. Kraftlos sank er auf einen Steinhäufen nieder, vergrub das zuckende Gesicht in den zitternden Händen und wollte nur für eine einzige Minute alles das Entsetzliche vergessen.

Ganz hell schien jetzt der Mond, und bläulichglühendes, feingeschliffenes Edelgestein schien auf der sich in blendendem Weiß vom dunklen Ackerlande zu beiden Seiten abhebenden Chaussee zu liegen. — Der Selbsterhaltungstrieb regte sich da auf einmal gewaltig in dem seufzenden Mann. Die plötzliche Helle, die ihn umgab, tat seinen kranken Nerven, seinen zermaterten Sinnen

wohl wie ein Labetrunk, dem im heißen Wüstenlande Schmachtenden. Fort war der Geisterpuls, fort waren die feurigen Räder. —

„Es ist nun einmal nicht mehr zu ändern,“ redete er, empor-schnellend, zu sich selber. „Du hast es nicht gewollt. Es hat vielleicht so sein sollen. Laß dich nicht unterliegen von diesen Sentimentalitäten! Sei ein Mann, biete dem Schicksale deine ehernerne Stirne, wie du es noch in allen schlimmen Lebenslagen getan hast! Denke an Weib und Kind, schütze sie vor Schande und Schmach! Wende allen deinen vielgerühmten Scharfsinn darauf, daß du nicht entdeckt werdest. Und dann suche Vergessen in der Arbeit. Ja, ja, die Zeit wird dich anders urteilen lehren über diese Tat. — Sei stark, laß dich nicht unterliegen! — Vielleicht geht alles gut.“

Jetzt betrat er wieder den von einer elektrischen Lampe nur schwach beleuchteten langen Korridor. Wohl sah sein geisterhaft bleiches Gesicht verstört aus, aber seine Stimme klang durchaus ruhig, als er den auf Filzpantoffeln heranschurfenden Hausdiener fragte:

„Ist Herr Reyth zurück? — Ich habe ihn draußen nirgend treffen können. Muß sehr dringend etwas mit ihm besprechen.“ —

„Nein, Herr Kommerzienrat. Er ist nicht zurückgekommen,“ lautete die Antwort des Alten.

Da betrat Stralau kopfschüttelnd sein Arbeitskabinett und brummte vor sich hin:

„So werde ich noch ein wenig warten.“

Mit blendender Helle durchstrahlte das Licht der auf dem Schreibtische stehenden, grünmischleierten Lampe jetzt das Zimmer. Kein zufällig warf der Kommerzienrat einen Blick in den an der Wand hängenden Spiegel. — Da fuhr er zurück, als schaute



Die Mobilmachung in Oesterreich-Ungarn: Verlesung des Armeebefehls.

er abermals in ein verzerrtes Totengesicht. So sah er aus? — Herr Gott, wenn seine Gattin ihn so sehe! Mühte ihm nicht jeder die Schuld aus den gläsernen Augen lesen? —

Auf dem Schreibtische lag die Reißfeder, die ihm vorhin den sicheren Beweis geliefert, daß Reyth an dieser Stelle gefessen hatte. Er nahm sie in die Hand, betrachtete sie lange und stöhnte dann auf einmal:

„Es kann ja auch ein Irrtum sein! — Krüger oder Kerschbaum könnten sie hier vergessen haben, oder sonst jemand. Hatten nicht auch die ganz ähnliche Reißfedern? Sollte er, wenn er es getan hätte, so leichtsinnig gewesen sein, sie hier liegen zu lassen, er, der immer so sehr Bedachtsame? Die anderen waren ihm alle nicht wohlgesinnt. Könnte sich nicht einer hereingeschlichen haben und die Feder — gesetzt, es ist seine — auf den Sessel gelegt haben, um ihn zu verdächtigen? Ja, und das Blatt, das nicht mehr oben auf lag? Könntest du wirklich beschwören, es nicht nachher unter die andern gewählt zu haben mit deinen unruhigen Händen? Mit den Gedanken warst du doch bei ganz andern Dingen. Reyth ist vielleicht unschuldig gewesen. Nichts, rein gar nichts ist ja erwiesen. Und er hat dir so vorzügliche Dienste geleistet früher. Wie manchen verständigen Rat gab er dir. Tut das ein Mensch, der nur den eigenen Vorteil sucht?“

Da war es wieder, dieses wehe, bange Gefühl, das ihm das Herz zerdrückte: der Neue quälende Pein, die Angst vor einer ewigen Gerechtigkeit.

Lange, lange saß er in dumpfen Brüten, das Gesicht mit den Händen bedeckt, an seinem Schreibtische. Wie spät es war, wußte er nicht. — Und da schreckte ihn plötzlich wieder ein Geräusch auf, es pochte jemand an die Tür, leise und zaghaft.

Er sprang empor: „Was ist das? Wer will etwas von dir?“ Das Herz klopfte ihm, als müsse er im Augenblick einen Gendarmen vor sich sehen. Ella war es.

„Aber Papa, liebster Papa, Du bist noch immer bei der Arbeit? Mitternacht ist vorüber. O Gott, Du ruinierst Dich vollständig. Wie siehst Du abgearbeitet und krank aus!“ sprach sie mit ihrer weichen Stimme, und innige Besorgnis, wahre Kindesliebe klang aus diesen Worten. Er schaute sie mit sanften Blicken an, fuhr ihr mit der nervösen Hand zärtlich über die Wange, und empfand seine Schuld in dieser Minute doppelt schwer. So unschuldig, so schön stand seine Tochter vor ihm, und er — ein Mörder! — Was schnürte ihm denn die Kehle zusammen, daß er kaum zu sprechen vermochte, was füllte ihm, dem stahlharten Mann, auf einmal die Augen mit Tränen?

„Ich komme schon, mein Liebling — ja — gleich! Eben wurde ich fertig, kam es stoßweise über seine blassen Lippen, und ihm war, als höre er eine ganz fremde Stimme sprechen. So hatte Ella ihren Vater noch niemals gesehen. Gewiß war er ernstlich krank. — Ja, Sonntagsarbeit brachte doch niemals Segen. —

„Ich war vor zwei Stunden schon mal hier, mit Adalbert. Aber da brannte kein Licht in diesem Zimmer, und die Tür war verschlossen,“ fuhr sie fort. „Wo warst Du denn da, Papa?“

Schauten ihre klaren Augen ihn nicht so merkwürdig forschend an? Whte sie etwa schon etwas? Doch unmöglich! — Einbildung! —

„Stimmt — ja, richtig. Da war ich gerade mal nach draußen gelaufen, um frische Luft zu schöpfen. Aber ich komme jetzt mit. Ist Mama auch noch auf?“

„Nein, sie fühlte sich sehr angegriffen nach dem weiten Spaziergange. Sie schläft längst. Aber ich fand keine Ruhe. Habe in der Laube gefessen und — gegrübelt.“

„Gegrübelt? Du — gegrübelt?“

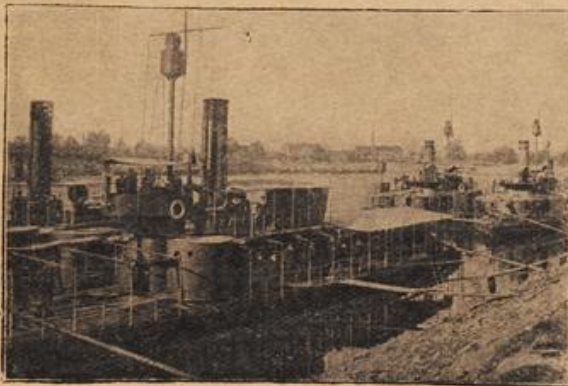
Sie schritten zusammen heim. Er wünschte ihr zärtlich eine gute Nacht und küßte sie so innig, als gelte es, einen langen Abschied zu nehmen.

Es war gut, daß er seine Gattin nicht mehr sah in dieser Nacht. Auf dem Büfett stand noch eine halbe Flasche Portwein. Die leerte er mit durstigen Zügen. Ah, das tat wohl, das labte! Doch das wohlige Gefühl entschwand leider zu bald wieder. Böse Geister der Finsternis harrten drinnen im dumpfen, schwülen Schlafzimmer des todmüden Mannes. Sie gönnten ihm keine Ruhe.

V. Kapitel.

Draußen im Waldesdunkel brauste der Strom dahin in seinem Felsenbett, und kühlend spritzte sein schäumender Gischt dem Menschen ins totenbleiche, blutbesudelte Antlitz, das da scheinbar leblos, hart an den Fluten, im dichten Brombeergerank und Kieferngestrüpp hing. Es war Reyth, dessen Leichnam der Kommerzienrat längst fortgespült wählte in graufige, ferne Bergschluchten. Und nun zeigte es sich, daß dieses Mannes schuldbeladene Seele noch nicht vor des ewigen Richters Antlitz stand. Er war durch den Schlag auf den Kopf nur betäubt worden, und das Gestrüpp hatte ihn vor dem sicheren Tod in der reizenden Strömung wunderbar bewahrt. Wäre sein schwächerer Körper nicht gar so leicht gewesen, so würden die dornigen Arme ihn vielleicht nicht aufgehalten haben. So aber trugen sie ihn, und er lebte noch. Welch ein Erwachen aus banger, tiefer Betäubung! Der stehende Schmerz auf dem blutenden Schädel brachte ihn nur zu bald zur Besinnung. Er entsann sich dessen, was geschehen war und erkannte auch seine furchtbar gefährliche Lage. Was

sollte er tun? Um Hilfe rufen? Der Ton seiner Stimme würde ungehört verhallen zwischen den finstern Felsenriffen, im Brausen der Strömung, deren kaltes Raß er wieder und wieder verspürte in dem von den Dornen geschundenen Gesicht, an den zerrissenen Händen. Ganz vorsichtig richtete er sich empor in dem ihn wie eine Hängematte umgebenden Geschiebe, stemmte die Füße auf einen kaum faußgroßen Felsvorsprung, tastete, während die Linke, der Schmerzen nicht achtend, das dornige Gestrüpp krampfhaft umschlang, mit der Rechten nach oben, um einen neuen Halt zu suchen. Und dann kroch er höher — ganz vorsichtig, Stück für Stück. Bei seiner lagenähnlichen Gewandtheit und in der furchtbaren Todesangst, die ihn trieb, gelang es ihm in der Tat, die Wand zu erklimmen.



Die österreichisch-ungarische Donauflottille.

Der Kommerzienrat war nicht mehr dort. Keine Seele befand sich hier oben. Da atmete der dem Tode Entronnene erleichtert auf: „Jetzt kann alles gut werden! Ein Glück, daß Schiffmann leicht zu erreichen ist. Der muß weiter helfen. — Du hast ja die Skizzen noch in der Tasche. Das ist die Hauptsache.“

Im Wirtschaftshaus drunten im Mühlentale war der Lärm verstummt. Kein Lichtlein leuchtete mehr. Aber Reyth wußte ja nur zu gut Bescheid, er wußte auch, wo sich seines Vertrauten Schlafkammer befand. Ganz leise trat er näher und klopfte ans Fenster dieses Kammerleins, einmal — zweimal und lauter zum drittenmal. „Wer ist da?“ fragte schlaftrunken mit belegter Stimme der Erwachende.

„Schiffmann, kommen Sie schleunigst heraus! Ich bin es — Reyth. Etwas sehr Schlimmes ist geschehen. Säumen Sie nicht!“ lautete die Antwort.

Ein paar Minuten später befand sich der Wirt draußen und sah den guten Freund im matten Schein einer Stallaterne in ganz jämmerlicher Verfassung vor sich stehen: Wirr das blutige, verklebte Haar, besudelt das geschundene Gesicht, zerrissen der Anzug — ein grauenerregender Anblick.

„Zum Teufel, was ist denn geschehen? Haben Sie mit den Grenzen zu tun gehabt?“ fragte Schiffmann entsetzt, und beinahe wäre die Laterne seiner plumpen Hand entfallen, so erschreckt war er.

„Nst, leise, leise: Ich komme mit in Ihre Kammer. Es ist doch wohl niemand mehr wach im Hause?“ flüsterte Reyth, und beide schlichen hinein. — Auch dort, wo sie vollkommen sicher sein durften, sprach der bis zur Unkenntlichkeit Entstellte immer noch im Flüstertone:

„So, nun sorgen Sie zunächst mal für Wasser und etwas Verbandzeug, ohne jemand wach zu machen. Auch eine Flasche Wein könnte gut tun. Sie sollen sofort alles erfahren.“

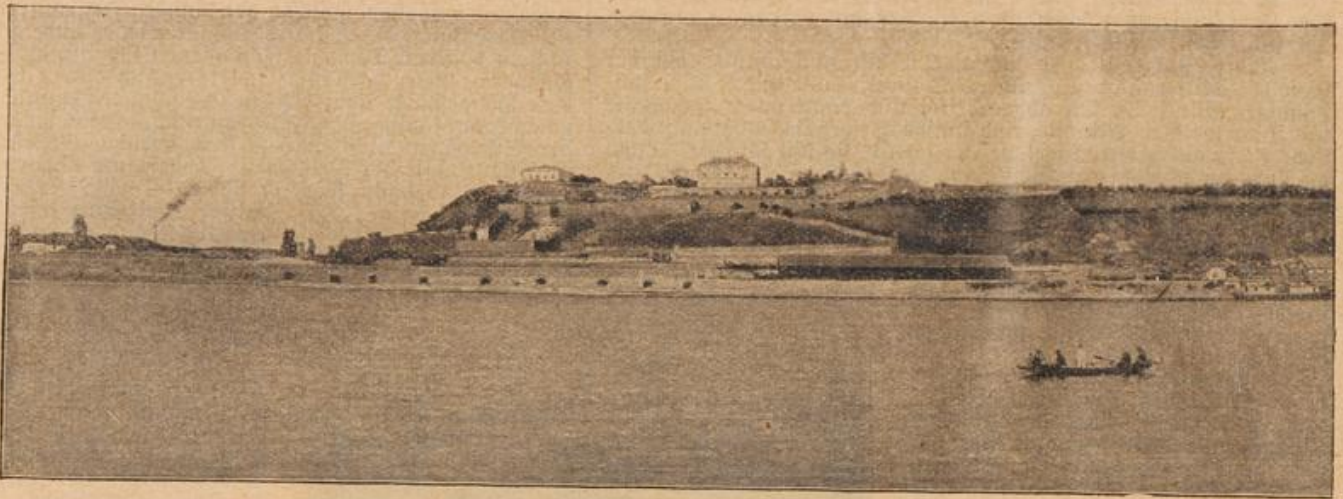
Nachdem er sich dann mit frischem Bergwasser gewaschen, die Kopfwunde gekühlt und vom Wirte hatte verbinden lassen, erzählte er hastig, wie alles gekommen war.

„Wie ein Räuber fiel er über mich her,“ fuhr er fort in dem erregten Bericht. „Und hätte das



Oesterreichische Infanterie im Gefechte.

Strauchwerk mich nicht gehalten, ich lebte wahrlich nicht mehr. O, dieser Mensch! Aber ich lebe, darum soll er meine Nache spüren! — Natürlich darf ich mich hier im Lande nicht mehr blicken lassen. Ich muß für tot gelten, verstehen Sie, Schiffmann? Unbedingt für tot. Und er soll vor aller Welt als Mörder dastehen. Sie müssen mir dazu verhelfen, alter Genosse. Es wird ihr Schaden nicht sein. Sobald ich nur erst in Sicherheit bin, verbreiten Sie das Gerücht, irgendwo hier in der Nähe hätte man im Fluß eine Leiche gesehen — meine Leiche. Aber stellen Sie das geschickt an. Wir wollen uns das Nähere noch erst überlegen. Bitte, füllen Sie mir das Glas erst noch mal. Die Hände sind mir wie gelähmt. — Ich muß also verschwinden. Meine Gelder



Belgrad, die Hauptstadt Serbiens, die fast unbefestigt gegenüber der ungarischen Stadt

sind zum Glück drüben im Ausland angelegt. Verluste werde ich nicht weiter haben. Nur das bißchen Kramzeug in meiner Wohnung und ein paar hundert Mark auf der Bergfelder Bank werde ich preisgeben müssen."

"O bewahre, Herr Reyth," eiferte Schiffmann, über den eine ganz merkwürdige Freundlichkeit gekommen war, dagegen.

"Das erbt eben ein guter Freund von Ihnen, da Sie sonst keine Anverwandten mehr besitzen. Jemandem Mensch, dem Sie es mal für den Fall eines plötzlichen Todes vermacht haben. Sie können ja leicht ein kleines Testament aufsetzen und um ein paar Monate zurückdatieren."

"Aber Sie dürften der Freund nicht sein, mein Lieber. Das wäre zu verdächtig. Am besten ist, ich lasse den Bettel fahren, um ja bestimmt für tot zu gelten. Aber wir können das ja alles noch überlegen."

"O, ich werde den Kommerzienrat schon quälen, Herr Reyth! Der Mensch soll vergelten, was er mir mal vor Jahren getan hat, als er mich mit Sack und Pack davonjagte. Glauben Sie mir: ich verstehe meine Rolle zu spielen. Das kann großartig werden. Darf ich noch ein Glas einschenken?"

"Nur schnell. Dann wollen wir aufbrechen. Sie müssen mich begleiten. Besorgen Sie erst noch Nadel und Zwirn, damit ich mir die Fäden meines Anzugs ein wenig festnähe. Schade, daß mir Ihre Kleidungsstücke nicht passen. Einen Hut müssen Sie mir freilich auf jeden Fall geben. Der meinige ist zum Rudud." —

"Sofort, Herr Reyth! — Aber was werden Sie mit der neuen Erfindung Stralau's machen, die Sie in der Tasche tragen? Soll ich sie Wienkoop ebenfalls übermitteln?"

"Nein, nein, ich trete mit einer ganz andern Firma in Verbindung, weit fort von hier. In England vielleicht. Von nun an führe ich den Namen Friedrich Stern. Genau Adresse gebe ich Ihnen schon noch an. Das hat ja alles Zeit. Nur erst über die Grenze! Es ist mir immer noch so, als lauere Stralau oder sonst jemand irgendwo im Hinterhalt. Darum sollen Sie mit bis nach dem nächsten Dorfe." —

Es gelang den beiden dunklen Ehrenmännern, unbemerkt auf vertrautem Pfade die Grenze zu passieren. Und drüben schmiedeten sie in aller Ruhe an geeigneter Stätte ihre lichtschenen Pläne.

Graues Gewölk bedeckte am nächsten Morgen den Himmel, und ein warmer, fruchtbarer Frühlingsregen rieselte hernieder auf die durstige Erde.

Frau Amalie lag noch in süßer Ruh, als ihr Gatte sich nach einer furchtbaren Nacht wieder an seine Arbeit begab. Wie gerädert fühlte er sich, alles, alles schien an ihm und in ihm zerbrochen. Aber das sollte ja niemand merken. Nur vor allem nichts Auffallendes! — Seine erste Frage in der Fabrik galt dem Oberingenieur.

"Noch immer nicht zurück," sagte der alte Schmidt mit ängstlicher Miene. "Das ist ganz merkwürdig. Ihm wird doch nichts passiert sein?"

Auch keiner der anderen Herren wußte etwas über Reyth's Verbleib, als der Chef sie fragte. Der Hausdiener mußte in Regen und Wetter nach der Stadt, um sich hier und da, wo der Oberingenieur zu verkehren pflegte, zu erkundigen, ob man dort etwas wußte. Umsonst! — Da ließ Stralau die Tür zu seiner Wohnung gewaltsam öffnen. Es wäre ja möglich, meinte er, daß ihm drinnen etwas zugestoßen sei. Alles stand und lag in den beiden Zimmern wie sonst. Auf dem Tische fand man sogar eine Börse mit fünfzig Mark in Gold. — Höchst merkwürdig! — Da mußte unbedingt ein Unglück geschehen sein, sagten die Kollegen. Und einer stimmte dafür, daß man den Wald durchsuchte, weil er doch dorthin nach Schmidt's Aussagen spazieren gegangen sein sollte.

Ein Ueberfall oder ein Unglück schien sehr wahrscheinlich. Da kam der Briefbote mit der großen Posttasche, der täglich dreimal zum Postamt geschickt wurde. Und was der berichtete, machte die Verwirrung noch um ein Bedeutendes größer:

"Man hat im Flusse hinter dem Mühlentale letzte Nacht eine Leiche treiben sehen," sagte er. "Da war ein Arbeiter aus Finkenfelde oder sonst woher mit seinem Sohn angeln gegangen. Forellen wollten sie fangen. Und plötzlich tauchte im hellen Mondschein eine Leiche auf im Wasser, eine männliche Leiche. Da sind sie davongelaufen und waren nicht mehr zu halten. Unterwegs schrien sie es ein paar Leuten zu, und die haben es auf der Polizei angemeldet. Nun sind Fischer an das Wasser gegangen und werden suchen." —

Ein Beben ging durch des Kommerzienrats Körper, und in seinen Augen flirrte die Angst.

"Das ist Reyth — keine Frage!" rief einer der Ingenieure aus, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich im ganzen Werke das Gerücht: der Oberingenieur habe seinen Tod in dieser Nacht im Flusse gefunden. —

"Er pflegte oft noch abends spät, wenn ihm der Kopf von der Arbeit brummte, in den Wald hinaus zu spazieren," sagte irgend jemand, der ihm näher stand als die andern. "Da hat er sich zweifellos verirrt und ist abgestürzt, wie vor ihm schon andere."

Stralau begab sich mit zwei seiner Angestellten nach dem Walde, sobald der Regen ein wenig nachgelassen hatte. — Wasserpflanzen standen überall auf Wiesen und Feldern, aus den Wiesen dampfte die Feuchtigkeit, an Büschen und Halmen glänzten blinkende Tropfen, und das nasse Laub funkelte, als sich ein Sonnenstrahl durch die zerrissenen Wollenschleier stahl, wie von kostbaren Smaragden. —

Da standen sie nun alle drei an derselben Stelle, wo die Tat geschehen war. Von Fußspuren war nichts mehr zu sehen, in rieselnden Bächlein floß das Wasser über die grauen Felsmassen zum tosenden, schäumenden Strome hinab. —

(Fortsetzung folgt.)



Das Offizierscasino in Belgrad, der Hauptsitz der großserbischen Bewegung.



Semlin liegt. Der serbische Hof und zahlreiche Einwohner haben Belgrad sofort verlassen.

## Was Edison raucht.

Der berühmte Erfinder Edison ist bekanntlich sehr zerstreut. Edison ist aber auch ein unverbesserlicher Raucher, er hat immer eine Zigarre im Munde, und zwar eine recht teure. Indessen achtet er nicht viel auf die Qualität des Tabaks, von dem er die dichten Rauchwolken ausstößt, und die echten Havannas, die ihm sein Zigarrenhändler in das Haus schickt, finden an ihm keinen aufmerksamen Beurteiler.

Eines Tages läßt er sich wieder ein Duzend Kisten mit Zigarren kommen und stellt sie in seinem Bureau auf, um sie beständig zur Hand zu haben. Eine Woche später waren alle Kisten leer. „Es ist doch unmöglich“, so denkt er sich, daß ich in so kurzer Zeit 12 Kisten zu 100 Stück Zigarren aufgeraucht habe. Aber es kommen ja so viel Leute in mein Bureau, denen will ich es einmal zeigen, daß sie nicht immer auf meine Kosten rauchen dürfen. Er schreibt an seinen Zigarrenlieferanten, er möge ihm sechs Kisten mit Scherzzigarren schicken, aus Papier, Lumpen und Haaren gefertigt, aber wie richtige Zigarren aussehend. Die Bestellung wird pünktlich ausgeführt. Einen Monat später besucht der Lieferant Edison. „Nun, wie sind Sie zufrieden?“ — „Womit?“ — „Mit Ihren Zigarren!“ — „Mit welchen Zigarren?“ — „Mit der besonderen Sorte, die Sie bei mir bestellt haben: Papier, Lumpen, Haare.“ — „Die haben Sie mir geschickt?“ — „Natürlich, und ich sehe, die Kisten sind schon wieder leer!“ — „Edison steht einen Augenblick in tiefes Nachsinnen versunken, dann bricht er in ein Lachen aus. — „Also die Zigarren rauche ich jetzt, sie schmecken vorzüglich.“ — Er hatte ganz seinen Trick vergessen und nicht einmal gemerkt, welch furchtbare Mischung er rauchte. Seine Besucher aber, in diesem Falle klüger als er, machten sich seine Vergesslichkeit zunutze und fuhren unterdessen fort, die Kisten mit den guten Zigarren zu leeren.

D. v. B.

## Der Kunstgärtner.

Skizze von Bernhard Rieffert.

(Nachdruck verboten.)

Originale gibt es unter den Menschen in kleinen Orten mehr als in der Großstadt, wenigstens scheint es uns so zu sein, weil sie in dem still dahinfließenden Leben der Kleinstadt oder des friedlichen Dorfes mehr beachtet werden. Es gibt unter ihnen solche, die stolz und unbekümmert um die Mitmenschen ihren absonderlichen Weg gehen und dadurch auffallen, aber auch solche, die laut und geräuschvoll, vielleicht ohne es zu wollen, in den Straßen und Wirtschaften ihr originelles Wesen und Denken zur Schau tragen. Diese letzteren erlangen zumeist in der Kleinstadt eine große Beliebtheit und Volkstümlichkeit, sie sind die großen Kinder des Städtchens, die jedermann kennt, denen es nie übermäßig gut, aber auch niemals eigentlich schlecht ergeht.

Solch ein lebendiges Menschenoriginal war auch der Kunstgärtner Johannes in der kleinen westfälischen Kreisstadt. Seinen hohen Titel „Kunstgärtner“ trug er teils mit Recht, teils mit Unrecht. Bog man nämlich in Betracht, daß er diese Ständesbezeichnung sich selbst mit Nachdruck immer wieder beizulegen pflegte und daß er infolgedessen von den Leuten des Städtchens so genannt und gerufen wurde, so konnte man der Bezeichnung nicht alle Berechtigung abprechen. Hätte indes jemand geglaubt,

der Name „Kunstgärtner“ lasse einen Schluß auf seines Trägers Kunstfertigkeit zu, so wäre er arg enttäuscht worden, und darin lag das Unrecht dieser Ständesbezeichnung. Aber niemand im Orte machte dem Johannes einen Vorwurf daraus; dafür war er ein viel zu guter Kerl, der mit seinem originellen Wesen nun einmal in das tägliche Leben der Kleinstadt hineinpaste.

Johannes war kein Eingeborener, sondern vor Jahren, bald nach dem Französischen Krieg, in das Städtchen gekommen. Bis zu diesem Zeitpunkte schien auch seine Erinnerung zu reichen. Denn er sprach fast nie von seiner Lebenszeit, die vor dem Kriege, den er mitgemacht hatte, lag. Deshalb erfuhr auch niemand etwas Rechtes über seine Herkunft und Heimat, und hier hatten die Leute den ersten Stützpunkt, Johannes zu einem absonderlichen Mann zu stampeln. Aber auch durch sein Neuzeres fiel er den Leuten sogleich in die Augen, obgleich er nicht breitspurig, sondern bescheiden und still seinen Einzug hielt. Er war plötzlich da, mietete bei einem teufelsarmen Schneiderlein ein Zimmer und ein Stück Gartenland und spazierte die ersten Tage seines Aufenthaltes durch die Straßen und Gassen. Hier besah er sich genau die Häuser, schaute besonders über die Einfriedigung in die Gärten, ging in manches Wirtshaus und sprach mit den Leuten, als ob er schon lange ihr Mitbürger wäre. Seine Gestalt und sein Aussehen waren nicht schön, er hinkte auf einem Bein, aber aus seinem Gesichte blickten zwei helle Augen klar und lustig in die Welt. Johannes Kleidung war überaus ärmlich; auf dem Kopfe trug er Tag für Tag eine alte Soldatenmütze, eine Bedekung, die ihn vor allem rasch bekannt und populär machte. Nur an Sonn- und Feiertagen vertauschte er seine Dienstmütze mit einem großen schwarzen Schlapphut, dessen Farbe schon bedenklich ins Grünliche hinüberschimmerte.

Etwa zwei Wochen nach seiner Ankunft im Städtchen ging Johannes in die Nachbarschaft zu einem Schreiner und holte mit vielen schönen Worten von ihm ein weißes, glatt gehobeltes Brett in der Größe eines Firmenschildes. Feierlich setzte er sich dann an den wackeligen, klöbigen Tisch seiner armseligen Kammer und malte mit schwarzer Farbe ungelentig und steif diese Inschrift auf das Brett: Johannes Blümke, Kunstgärtner. Hin und her, aus der Nähe und Ferne betrachtete er das stolze Schild ein glückliches Lachen stahl sich in sein Gesicht, dann ging er nach draußen, und am helllichten Mittag sahen ihn die Leute seine Geschäftsanzeige neben der niedrigen Tür des Schneiderhauses anheften.

Dieser Tag war für Johannes ein Feiertag. Er saß den Nachmittag hinter dem Hause bei seinem Stücke Land in der wärmenden Frühlingssonne und freute sich seiner Selbständigkeit, die er, nun schon ein Bierzigjähriger, in dieser schönen Kreisstadt erlangt hatte. Am Abend des Tages setzte er seinen sonntäglichen Schlapphut auf und ging ins Wirtshaus. Mit Staunen konnte er hier wahrnehmen, wie bekannt sein Geschäft in den wenigen Stunden schon geworden war, denn man begrüßte ihn wirklich mit „Guten Abend, Herr Kunstgärtner“. Lang dehnte sich der Feiertag der Geschäftsöffnung aus, und als Johannes endlich wieder vor seiner Firma an der Tür des Schneiderhauses stand, da kam es ihm vor, als habe er beim Malen alle Buchstaben auf den Kopf gestellt.

Am folgenden Tage ging er, mit der Soldatenmütze angetan, Gade und Harke auf dem Nacken, in einige Häuser, deren Gärten er von seinen früheren Erkundigungsgängen her kannte, und bat um Arbeit. An mancher Tür wurde er trotz Soldatenmütze und Kriegsberichten abgewiesen, aber er erhielt doch in einigen Gärten Arbeit. Allein nun wurde es schnell offenbar, daß Johannes von der Gärtnerei sehr wenig verstehe, daß er wohl viel zu erzählen

wisse vom Krieg und von dem, was er hätte eigentlich auf dieser Welt werden müssen, aber nicht imstande sei, ein ordentliches Gartenbeet anzulegen. Die Leute indes, die ihn schon kannten, stießen ihn nicht ganz zurück, sondern beschäftigten ihn mit Arbeiten, bei denen er nichts verderben konnte. Und Johannes Blümke verrichtete auch diese, er hartete die Wege, riß Unkraut aus und fuhr den Abfall aus den Gärten. So bekam er eine feste Kundschaft, bei der er Jahr um Jahr wieder vorsprechen durfte, und wurde bei jung und alt ein bekannter Mann.

Sein Firmenschild „Kunstgärtner“ hing nach wie vor am Hause des gütlichen Schneiders; denn er, Johannes Blümke, brauchte sich doch wahrhaftig vor niemanden zu schämen. Er besaß zwei große Tugenden, die ihm wirklich im Laufe der Jahre Achtung bei seinen Mitbürgern eintrugen: große Vaterlandsliebe und Gottesfurcht. Er war kein angstvoller Frömmel, aber an jedem Sonntag stand er, seinen feiertäglichen Schlapphut in der Hand, in der Kirche auf demselben Platz eines verborgenen Winkels und sang jedes Lied so herzlich mit, daß alle es wußten, die ihn sahen: dem Johannes war der Gesang aufrichtiges Gebet. Von seiner Vaterlandsliebe legte er mehr als einmal Zeugnis ab. Die patriotischen Feste feierte er mit wie kaum ein anderer im Städtchen. Hierfür hatte er sich eigens eine neue Soldatenmütze angeschafft, und mit der Zeit bekam er auch einen schwarzen Festrock geschenkt, der ihm dreizipfelig um seine dünnen Beine wehte. Auf diesem befestigte er seine Kriegsmünzen und humpelte stolz in jedem Festzuge des Kriegervereins mit, daß ihm die Begeisterung nur so aus seinen frohen Augen lachte. Indes mit diesen Feiern begnügte sich Johannes nicht. Im Wirtshause kam es schon mal vor, daß dieser oder jener Arbeiter über Kaiser und Reich spottete. Dann erhob sich der Kunstgärtner schnell, nahm, ohne ein Wort zu sagen, seine abgetragene Soldatenmütze vom Haken, drückte sich diese ernst und feierlich auf den Kopf, setzte sich mit erhobener Faust dem Spötter gegenüber und rief: „Mensch, nun noch ein Wort!“ Das wirkte stets, und Johannes Blümke wurde darob sehr geachtet. Dieser Achtung verdankte er es, daß er eines Tages in städtische Dienste aufgenommen wurde.

Es war wieder an einem jener wonnigen Frühlingstage, die getrieben von der Wärme des näher rüdenden Sommers übermütig in der Natur umherziehen. Johannes Blümke stand neben seinem Stüchchen Gartenland und sah nach dem Erfolge seiner Aussaat. Da trat der alte Magistratsbote, den Johannes vom Wirtshause her seinen besonderen Freund nannte, zu ihm und überreichte ihm ein Schreiben des Bürgermeisters. Der Kunstgärtner las es und reichte es seinem Freunde; auch der Magistratsbote las es und gab es stumm zurück; aber dann drückte er ganz herzlich seinem Freunde die Hand, und Johannes Blümke stand da, stammelte

nur die Worte: „Steffen, Mensch, wach ein Glück,“ und den beiden Alten perlten dicke Tränen die Wangen hinunter. Zu dem Schreiben aber stand die Anfrage, ob Johannes Blümke bereit sei, für entsprechenden Tageslohn die öffentlichen Wege der städtischen Anlagen und des Friedhofes so zu pflegen, daß sie stets von Unkraut und Unrat frei wären.

Das war in Johannes glücklichstem Leben wieder ein großer Freudentag. Die gütliche Schneidersfamilie und die Nachbarn nahmen an dieser Freude regen Anteil, aber sie alle kannten nur den äußeren Bestandteil des Glückes, den wahren inneren wußte der Kunstgärtner allein.

So mochte es auch kommen, daß Johannes an diesem Abend seinen fest täglichen Schlapphut nicht aus dem Schranke nahm, um ins Wirtshaus zu gehen, sondern ganz still in seiner Kammer blieb. Im matten Schein einer kleinen Petroleumlampe saß er an diesem Abend ganz ruhig an seinem Tische, die Hände gefaltet, als säße er in der Kirche und dankte Gott für seine Gnade. Dann und wann sprach er zu sich selbst: „Johannes, ich glaube, du darfst es jetzt wagen, — du bist lange allein gewesen auf dieser Welt, nun 53 Jahre, — wenn es noch sein soll, jetzt geht's wohl, du bist in städtischen Diensten.“

Von Zeit zu Zeit sprang er auf, schlug die kurze, durchlöchernde Gardine, die vor dem niedrigen Fenster hing, zurück und lugte schräg über die Straße nach einem Fenster, hinter dem auch ein armseliges Lichtlein brannte. Dort saß in ihrem Zimmerchen die Jungfer Liesa, die auch so einsam war in ihrem bescheidenen Leben wie Johannes Blümke. Sie war auch in städtischen Diensten.

Wenn drüben im Rathaus abends gegen 6 Uhr alles still wurde, dann begann Liesas Arbeit: sie mußte die Gänge und Zimmer des weiten, großväterlichen Gebäudes sauber und blank machen. Tagsüber sticte und nähte sie in der Stube, die der des Kunstgärtners schräg gegenüber lag. Kreuzbrav, gesund und vernünftigen Sinnes war die Liesa, und darum hatte Johannes Blümke sie in sein Herz geschlossen, vor Jahren schon, aber er konnte ihr ja sein unübereif Leben nicht anbieten. Vierzig Jahre war sie inzwischen geworden. Oft hatte Johannes im Dämmerstündchen bei ihr gestanden; da fühlte er ihre Einsamkeit und ihr gutes Herz und schmiedete Pläne, die vielleicht nie zur Ausführung kommen konnten. Aber nun ging es, und deshalb blieb Johannes Blümke an diesem Tage seiner Ernennung zum städtischen Beamten still in seiner Kammer für sich.

Einige Tage darauf nahm er die ihm übertragene Arbeit auf. Er begann mit dem Friedhofe. Hier zwischen den totenstillen Menschen, denen die alten Baumkronen Friedensgesänge zuraunten, sann er darauf, wie er der Liesa sein Herz ausschütten könne. Er legte sich alles schön zurecht und ging eines Maienabends ins Rathaus; im Dämmerlichte des langen Ganges sah er Liesa hantieren. Diese



Oesterreichische Maschinengewehr-Abteilung auf einem Gebirgsmarsch.



Oesterreichische schwere Haubizen-Batterie.

war höchlichst erstaunt über den Besuch; sie sah den Johannes an und sagte nichts, so komisch war er ihr noch nie vorgekommen. Und Johannes Blümke stand vor ihr wie ein großer Junge, der auf einem Unrecht ertappt ist. Ohne Liesa anzusehen, brachte er zitternd hervor: „Liesla, ich bin nun auch in städtischen Diensten, —

Reife treibt, schlossen zwei bescheidene Menschenkinder in der kleinen Kreisstadt den Lebensbund. Es war ein sonderbarer Zug, der sich vom kleinen Schneiderhause zur Kirche bewegte: voran das Brautpaar, Johannes Blümke, strahlend vor Glück, in seinem dreizipfeligen schwarzen Rock, auf dem auch jetzt die Kriegssdent,



König Peter mit serbischen Generalstabsoffizieren,  
Der Königl. Generalstabschef Putnik.

ich wollt' Dich fragen, ob wir jetzt nicht immer zusammengehen wollen. Uns beide drückt die Einsamkeit nieder. Wenn Du es übersehen könntest, — hier schluckte Johannes erst seine Tränen hinunter — „daß ich ein Krüppel bin, Liesa?“

Eine Weile blieb es still zwischen den beiden; durch ein schmales Flurfenster fiel einer der letzten Sonnenstrahlen dieses Tages und beleuchtete das seltsame Bild; man hörte nichts als das eintönige, schleppende Tict-Tict einer alten Standuhr. Dann ergriff Liesa des Kunstgärtners Hand und sagte schlicht und einfach:

„Johannes, nu flemm man nicht, ich habe es ja immer gedacht, daß es mit uns einmal so kommen müsse; Du konntest nicht bis ans Ende immer so allein weitergehen, und ich auch nicht; darum laß es nun gut werden zwischen uns.“

Johannes Blümke fiel nicht vor ihr nieder, er herzte und küßte seine Braut nicht einmal, wie sonst junge, liebende Menschen tun, aber er schaute Liesa ganz glücklich an und konnte es nicht verhindern, daß ihm große Tränen in die Augen stiegen.

An diesem Abend brannte weder hüben noch drüben in den Kammern der beiden ein-

münzen prangten, auf dem Kopfe den festtäglichen Schlapphut. Hinter dem Bräutigam schritt zunächst der treue Magistratsbote, der Zeuge von Johannes glücklichster Stunde; es folgte die ganze Schneiderfamilie, die dem Kunstgärtner viele Jahre gastliches Obdach gewährte, und mancher Freund des originellen Brautpaares.

Als in der Kirche alles vorbei war, führte Johannes Blümke seine Frau und die Hochzeitsgäste zu seinem neuen Heim. Es

war ein großer Stolz in ihm, als er seine Liesa über die Schwelle des kleinen Hauses brachte, das am Rande des Friedhofes lag. Johannes war nun ganz zufrieden geworden, denn es war doch viel — so dünkte es ihn — was er in diesem Städtchen erreicht hatte. Neben der Tür seines Häuschens aber hing ein neues, besseres Firmenschild, und wieder las man darauf die Worte: Johannes Blümke, Kunstgärtner.



Der Organisator der serbischen Armee  
General Bozidar Jankowitsch,  
der Präsident der vielaenannten Vereinigung für großserbische Propaganda.



Graf v. Pourtales,  
deutscher Botschafter in Petersburg.

amen Menschen Licht: sie wanderten Hand in Hand wie zwei unbesorgte Kinder draußen im herrlichen Frühlingsabend und sprachen in ihrer Weise von Liebe und Glück.

Wenige Wochen nur blieben Johannes und Liesa Braut und Bräutigam; dann kam in beider Leben der große Tag. Mitten im glühenden, sprühenden Sommer, der alles in der Natur zur

**Spruch.**

Die Tugend flößt schon durch ihr Wesen Wohlgefallen ein und ist so lieblich, daß es sogar den Bösen natürlich ist, das Bessere gut zu heißen.



### Sprüche.

Nach der Genuß des Schönsten vermag nicht zu befriedigen, wenn ich ihn allein für mich haben soll.

\*

Fordere und erwarte wenig von den Menschen, fordere und erwarte viel von Du!

**Kriegsdemonstrationen in Berlin.** Große Kundgebungen für Oesterreich fanden am 25. und 26. Juli auch in Berlin statt. Eine der gewaltigsten war die Unter den Linden und vor dem königlichen Schlosse sowie im Lustgarten. Mit der Schloßwache zogen zirka 10 000 Menschen mit,

belügen. Es ist auf einem Auge blind!" Frappiert durch diese Ehrlichkeit, erstand ein Bürger das Tier. Als er den staupreis erlegt hatte, wendete er sich an den Auktionator und fragte: „Mein Herr, Sie waren ehrlich genug, mir zu sagen, daß das Pferd auf einem Auge blind ist. Hat es sonst noch einen Fehler?“ — „Ja, Herr,“ war die prompte Antwort, es hat noch einen. Mit dem andern Auge sieht es auch nichts.“

**Die schlaflosen Nächte John D. Rockefeller's.** Die Nächte John D. Rockefeller's sind seit längerer Zeit besonders unruhig und aufgeregt, berichtet der „Standard“. Seitdem die Unruhen auf den ihm gehörigen Bergwerken in Colorado anfangen und so furchtbare Opfer forderten, schläft

gleich vermittels eines elektrischen Läutwerkes Antwort geben. Rockefeller kontrolliert seine Schwarzen auf diese Weise in der Nacht, weil er fürchtet, sie könnten etwa einschlafen. Diese traurige Unterhaltung muß dem schlaflosen Milliardär die Dual seiner langen, langen Nächte ein wenig verkürzen. Eine ähnliche elektrische Anlage soll übrigens auch auf der Besingung seines Sohnes angebracht werden, der, wie in so vielen andern Dingen, auch im schlechten Schlaf den Spuren seines Vaters zu folgen scheint.

**Vielseitigkeit.** „Wie geht es dem Schülze?“ — „Brillant! Der besitzt eine große, gutgehende Schnapsbrennerei und eine Trinkerheilanstalt.“



Kriegsdemonstrationen in Berlin.

die sich zu den Tausenden gesellten, die bereits Unter den Linden und im Lustgarten Aufstellung genommen hatten. Unter stürmischen Rufen wurde die „Wacht am Rhein“, „Deutschland, Deutschland über alles“, „Gott erhalte Franz den Kaiser“ und der Preußenmarsch verlangt und von der Menge mitgesungen. Nach Beendigung der Lieder wurden jedesmal donnernde Hochs auf Deutschland und Oesterreich ausgebracht. Von dort begab sich ein großer Teil des Publikums nach der österreichisch-ungarischen Botschaft, wo dem Botschafter begeisterte Ovationen dargebracht wurden.

**Deutsche Studenten- und Schülerherbergen** sind bis jetzt 220 eingerichtet, davon allein 120 in Oesterreich, meist in den Subeten, im Elbsandstein- und Erzgebirge, im Böhmerwald und in der Eifel befindlich. Die Unterhaltungskosten beliefen sich bei 166 Herbergen, die von 14 905 Reichsdeutschen besucht waren, in einem Sommer auf 14 000 Mk.

**Der ehrliche Auktionator.** „Meine Herren,“ sagte der Auktionator, „es widerspricht mir, Sie betreffs dieses Pferdes zu

er fast gar nicht mehr. Er denkt nur noch daran, wie er sich schützen kann gegen des etwaige Eindringen von Manifestanten, gegen Ueberfälle und Verbrechen. Früher bewachten auf seiner Besingung Torrytown vier Neger den weiten Park vom Abend bis zum Morgen. Wenn der Petroleumkönig dann des Nachts aufwachte, ging er ans Fenster und rief die braven Schwarzen an, die ihm antworteten, um ihn zu beruhigen. Kürzlich hat er die Zahl dieser Wächter verdoppelt, und es genügt ihm auch nicht mehr, sich mit ihnen des Nachts viele Male mündlich zu unterhalten. Er hat sich vielmehr ein elektrisches Beleuchtungssystem anbringen lassen, durch das er in der Lage ist, vom Bette aus sich seiner Ruhe und Sicherheit zu vergewissern. Ein leichter Druck auf einen Knopf ganz in der Nähe seines Bettes bringt zahlreiche rote, weiße und blaue Lampen zum Leuchten, die durch den ganzen Park verstreut sind. Diese plötzliche Illumination zeigt den Wächtern an, daß die Menge und Aufregungen ihres Herrn wieder einmal einen Höhepunkt erreicht haben, und sie müssen ihm so-

**Kindermund.** Hänchen war zum erstenmal in der Schule gewesen. — Mutter: „Na, Hänchen, wie hat Dir's denn gefallen?“ — Hänchen: „Gut, Muttmchen, aber man verdirbt sich den ganzen Vormittag damit!“

**Ein guter Grund.** „Würden Sie am Freitag eine Reise antreten?“ — „Unter keinen Umständen.“ — „Wie kann man nur einen so törichtsten Aberglauben haben! — Aberglauben? Nicht im geringsten. Ich krieger mein Gehalt am Sonnabend.“

### Rätsel.

Menschen sind es, ganz gesund,  
Haben mehr als einen Mund.  
Wer mir das erklären kann,  
Sage seine Lösung an.

**Anlösung des Rätsels in voriger Nummer.**

Weiber, Weibche.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur E. Kellen, Bredehey (Nabe). Gedruckt u. herausgegeben von Bredehey & Koenen, E. u. (Nabe).